

Deutschen Rundschau

Nr. 102. Bromberg, den 16. Mai 1928.

Das Kollegium von Kleckerfeld.

Roman von Willy Harms.

Vertrieb: Carl Duncker-Verlag, Berlin W. 62.

(1. Fortsetzung.)

Körner ärgerte sich heimlich über die dumme Antwort. Ihm war es am liebsten, wenn der Schulkarren reibungslos lief, wenn er ihn nicht irgendwie zu leiten brauchte; nie wurde er bei dem Leiten ein Gefühl der Unsicherheit los.

Auch Moormann stieg die Galle ins Blut. Was erlaubte sich der junge Kollege! Er setzte sich am ersten Tage schon hinweg über Erfahrung und erprobte Gewohnheit. Moormann hielt den Ofen fest und sagte: „Es läßt sich gegen ein Turnen, wie Sie es für gut halten, doch wohl allerlei einwenden. Ich will nichts davon sagen, daß Sie mir einen gehörigen Schreck eingejagt haben —“

„— für den ich hiermit um Verzeihung bitte!“

Moormanns Miene wurde etwas nachsichtiger, sein Ton leutseliger. „Aus Gründen der Autorität schon dürfte sich eine Schneeballschaft verbieten. Das Gefühl der Unterordnung leidet, wenn es dem Schüler gestattet sein soll, auf den Lehrer zu zielen. Aus pädagogischen Rücksichten ist darum ein derartiges Spiel unbedingt zu verwerfen, denn es beseitigt die notwendige Distanz zwischen Lehrer und Schülern.“

„Ich wäre glücklich, Herr Moormann, wenn diese Distanz nicht vorhanden wäre.“

„Dann ist mit Ihnen allerdings nicht zu debattieren.“

„Herr Laubengrund, was meinen Sie zu dem schwierigen Fall?“ fragte Heiden ironisch.

Laubengrund stotterte: „Ich würde nicht mit den Kindern spielen, weil sie dann erhitzt in die Klasse kommen.“

„Ich auch nicht“, sagte Heiden, „die Sache ist mir zu anstrengend.“

Körner war erfreut, daß das Kollegium auf seiner Seite stand. Nun wurde auch er tapfer. „Die Scheibe kostet einen schönen Batzen Geld, und der Vater des Jungen wird sich nicht gerade freuen, wenn die Rechnung bei ihm einläuft.“

Busacker riß den Kopf herum. „Soll der Vater des Unglücksjungen etwa die Scheibe bezahlen?“

„Es wird ihm wohl nichts anderes übrigbleiben.“

„Aber der Junge hat die Scheibe doch nicht absichtlich eingeworfen!“

„Das ändert nichts an der Tatsache, daß sie entzwei ist. Man muß auch für den Schaden aufkommen, den man unabsichtlich anrichtet.“

„Wenn überhaupt von einem Schuldigen die Rede sein soll, müßten Sie sich schon an mich wenden.“

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie die Kosten tragen wollen?“

„Das will ich keineswegs, denn ich war im Dienst. Ich halte es für angebracht, daß Sie die Sache durch einen Eingriff in den Dispositionsfond aus der Welt schaffen.“

„Für solche Zwecke ist der mir von der Stadt zur Verfügung gestellte Betrag nicht da. Mähne oder Sie, das ist hier die Frage!“

„Sagt Schiller!“ warf Heiden ein.

„Wenn Sie gestatten, schrieb dieser Schiller sich Hamlet“, sagte Fräulein Bernhöft gütig.

„Ich beuge mich Ihrer Orthographie!“ — „Ich gebe Ihnen mein Wort, Herr Körner, daß Mähne oder ich die Scheibe nicht bezahlen.“

„Ich auch nicht!“

„Das habe ich auch nicht behauptet.“ —

Die Klassenräume von Fräulein Bernhöft und Busacker lagen nebeneinander.

Vor der Tür sagte Fräulein Bernhöft: „Wenn ich jung wäre wie Sie, ginge ich mit meiner Klasse auch in den Schnee.“

„Sie haben mir also den Lärm nicht verübelt?“

„Verübelt? Ich freue mich, wenn in unserer Schule Lärm ist.“ —

„Hast du gleich am ersten Tage Ärger mit deinen Jungen gehabt?“ fragte Frau Moormann, als sie die steile Falte auf ihres Mannes Stirn sah.

„Ärger mit einem Jungen habe ich gehabt. Und das Schlimme ist, daß dieser dumme Junge Lehrer sein will!“

Von Busacker erzählte er.

„Ich habe das Gefühl, daß es zwischen ihm und mir noch oft zu Zusammenstößen kommen wird. Auf die Dauer vertragen wir uns nicht miteinander. Wenn das mein Junge wäre —“

Herr Moormann fand keinen Ausdruck, der hart genug war, den neuen Kollegen gebührend zu kennzeichnen.

„Ihr müßt erst warm miteinander werden“, beruhigte Frau Moormann.

„Nein! Mit einem Straßenjungen will ich nichts zu tun haben!“

III.

Das Inserat.

Bei dem Schneidermeister Cornelius Pfau hatte Busacker Wohnung bekommen. Ein Raum nach der Straße war ihm Arbeits-, Wohn-, Eß- und Schlafzimmer. Warum sollte Cornelius Pfau sein bestes Zimmer nicht vermieten? Er brauchte es nicht einmal am Sonntag. Auch dann saß er noch auf dem blank gescheuerten Tisch der Hinterstube, stichelte am Boden einer schadhaft gewordenen Hose und berauschte sich, wenn er seiner Frau Auguste von Wanderfahrten und Freunden erzählte, an den hochfliegenden Plänen seiner Jugendzeit. Ein halbes Dutzend Gesellen hatte er sich halten wollen, und ein Laden mit modernen Stoffen und Anzügen sollte die Kunden anlocken. Nun hatte er die Sechzig auf dem gebeugten Rücken und war noch immer sein eigener Geselle. Die Ladenpläne waren tot. Er wußte die Zeit nicht mehr, daß er einen richtigen Anzug gebaut hatte. Ohne sein Wollen war er Flickschneider von Kleckerfeld geworden.

Ruhe gönnte er sich nur, wenn die Dämmerstunde ihm die Nadel aus der Hand nahm. Sollte er gleich die Lampe anzünden? Diesen Leichtsinn hätte seine Frau nicht gelitten. Aber zum Zeitunglesen reichte das halbe Tageslicht noch. Wenn der Schuljunge den „Kleckerfelder Boten“ in die Haustür warf, verlor Meister Pfau die Lust am Schneiderberuf; er mußte seine Zeitung lesen. Außerdem mußte er sie bald weitergeben. Denn er hatte seinem neuen Mieter großzügig angeboten, daß er sie umsonst mitlesen könne.

Auf der letzten Seite sprangen ihm plötzlich Straße und Nummer seines Hauses entgegen. Er traute kaum seiner Brille. War bei ihm ein Einbruch verübt worden, ohne daß er etwas davon erfahren hatte?

„Auguste! Auguste!“ Aufgeregt las er seiner Frau die Anzeige vor.

„Bei einer Schneeballschlacht auf dem Schulhofe hat ein Junge das Unglück gehabt, eine große Fensterscheibe einzuwerfen — und soll sie nun bezahlen. Wer hilft ihm? Karsten Busacker, Ringgasse 10.“

Meister Pfau und seine Frau schüttelten eine Weile gemeinsam den Kopf. Derartiges hatte noch nie zwischen den Verlobungen und Ferkelpreisen gestanden.

Doch dann wußten sie, was sie zu tun hatten. Als Hauswirte durften sie den Hilferuf ihres Mieters nicht unbeachtet lassen. Cornelius untersuchte seinen mageren Geldbeutel und legte im Einverständnis mit seiner Frau heimlich einen Groschen auf den Tisch der Vorderstube. —

Auch im „Goldenen Stern“, wo Bürgermeister Braun und seine Freunde in Frost und Hitze, in Sturm und Sonne abends von sechs bis acht ihre Skatrunde hatten, erregte die Anzeige Aufsehen. Wer war dieser Busacker? Maurermeister Mankmoos als geborener Kleckerfelder kannte jeden Menschen, aber hier versagte er. Nur der neue Lehrer kam in Frage. Als Ausländer scheute er sich nicht, das ungewohnte Inserat mit seinem Namen zu decken. Der Apotheker hatte ein hilfsbereites Gemüt. Er meinte, der Verfasser habe auf alle Fälle Humor im Leibe, und schlug vor, den Spielgewinn des Abends dem gemeinnützigen Zweck zu opfern. Der Forstmeister hatte einen Grand mit Vieren und fand die apothekerliche Idee absurd. Auch der Bürgermeister lehnte den Vorschlag ab. Er war im Kriege Hauptmann des Landsturms gewesen und übertrug sein Kompagnieführerverhältnis auch noch gern auf die zweitausend Kleckerfelder, obwohl er manchmal Schwierigkeiten damit hatte. Wieder war einer aus Reih und Glied gebrochen, hatte etwas getan, was normalerweise mit Arrest bestraft werden mußte. Leider gab es dies Zuchtmittel nicht in Kleckerfeld. Die Anzeige war nicht nur ein Angriff auf das Stadtoberhaupt, sondern untergrub das Ansehen der Stadt. Auch auswärts las man die Zeitung. Man würde lächeln, Witze reißen über Kleckerfeld, wo die öffentlichen Gelder so knapp waren, daß die allgemeine Mildtätigkeit angerufen werden mußte, wenn eine Fensterscheibe entzweigegangen war. Der Bürgermeister war empört und vergaß darum, Herzkönig selbdritt zu halten, was zur Folge hatte, daß der Forstmeister mit Schneider gewann. „Ich werde es ihm schon eintränken!“ Braun meinte aber nicht den Forstmeister, sondern Busacker.

Dazu hatte er schon am nächsten Tage Gelegenheit, als Busacker sich auf der städtischen Registratur polizeilich anmeldete. Im Vorbeigehen hörte er, wie Busacker seinen Namen nannte. Da blieb er vor dem Missetäter stehen.

„Braun, Bürgermeister von Kleckerfeld. Ich kann nicht umhin, Ihnen mein Befremden über Ihr Inserat auszusprechen. Es hat überall unliebsames Aufsehen erregt. Ich weiß nicht, ob Sie den Krieg mitgemacht haben —“

„So lange, daß mein Bedarf zeitlebens gedeckt ist.“ — —

„Dann müssen Sie wissen, daß es nicht statthaft ist, wenn im Graben ein einzelner sich bemerkbar macht, sich zu weit hervorwagt. Das ist nur ein Vergleich, aber als altem Kompanieführer liegt er mir auf der Hand.“

„Ich verstehe ihn schon, denn Kompanieführer war ich auch.“

Bürgermeister Braun sah überrascht auf. Die Antwort änderte die Sachlage wesentlich. Er teilte alle Männer in zwei Gruppen, in Unabkömmliche und Gediente. Auf die ersten sah er herab, die anderen waren ihm ohne weiteres Kameraden.

„Ich habe mich eben vielleicht etwas schief und hart ausgedrückt, wollte nur andeuten, daß Ihr Schritt in unserem kleinen Kleckerfeld ungewöhnlich war. Aber das können wir alles dort drinnen besprechen.“

Mit einer Handbewegung lud er Busacker in sein Allerheiligstes, von dem die Mär ging, daß nicht einmal seine Frau, der sonst nichts verborgen blieb, Zutritt zu ihm hatte.

Braun war in seinem Element. Er bot seinem Besucher eine Zigarre und tauschte mit ihm Kriegserinnerungen. Es stellte sich heraus, daß beide am Hartmannsweilerkopf gekämpft hatten. Miteinander wateten sie wieder über Schneegehänge, buddelten sich ein in geköpften Wäldern. Im Umsehen verlief eine halbe Stunde. Heiße Backen hatte sich Braun geredet. Endlich einmal ein vernünftiges Männergespräch. Das war etwas Anderes als in langweiligen Zeitungen herumblättern, eine Tätigkeit, die im allgemeinen sonst der Inhalt seiner Dienststunden war.

Busacker stand schließlich auf. „Um noch einmal auf den Anfang unserer Unterredung zurückzukommen, Herr Bürgermeister: darf ich Sie bitten, dem Jungen zu helfen?“

Braun zog ein etwas sauersüßes Gesicht. In Geldsachen, die ihn persönlich berührten, war er empfindlich. Aber er durfte vor einem Kameraden nicht knauserig erscheinen und opferte eine Reichsmark.

„Im Namen des Jungen herzlichen Dank!“

„Da muß doch eine Schulkasse existieren, aus der solche Läppereien bestritten werden. Mir ist, als ob der Stadtsäckel dem Schulleiter alljährlich eine bestimmte Summe für kleine Ausgaben zur Verfügung stellt.“

„Herr Körner glaubt, es nicht verantworten zu können, für diesen Zweck den Dispositionsfonds anzugreifen.“

„Hm — an sich ist Sparsamkeit ja lobenswert. Na wir werden ja sehen.“

Der Schulleiter war im Kriege unabkömmlich gewesen. Damit war Brauns Stellung zu ihm gegeben. Er ging zurück in sein Arbeitszimmer, und die Arbeit dieses Tages bestand darin, daß er Herrn Schulleiter Körner um Äußerung ersuchte, weshalb städtische Unkosten — in diesem Falle entstanden durch die eingeworfene Fensterscheibe — nicht mit stadtseitig ausgeworfenen Mitteln gedeckt würden. —

Schon am nächsten Tage war die Busackersche Anleihe überzeichnet. Ein Mütterchen hielt ihn auf der Straße an: „Der Junge tut mir ja so leid!“ Kaufmann Segebade schickte ihm zwei Mark ins Haus: „Weil wir auch alle einmal jung gewesen sind.“ Die Schüler brachten von den Eltern kleine Beträge. Busacker mußte bremsen.

Am Abend brachte der Kleckerfelder Bote folgende Notiz: „Allen Spendern freundlichen Dank! Die Fensterscheibe ist bezahlt. Wir können neue einwerfen!“

Glasermeister Stahlbrodt rieb sich die Hände. Der neue Lehrer war ein Mann nach seinem Herzen, denn er sorgte dafür, daß die Glaser Arbeit hatten und nicht zum Stempeln zu gehen brauchten.

Frau Moormann lachte fröhlich auf, als ihr die Anzeige in die Hände fiel. Ihr Mann sah sie mißbilligend an, er liebte das Lachen nicht. „Diese Nummer hebe ich mir auf,“ rief sie, „und die Schule sollte sie sich einrahmen lassen, damit ihr immer fröhliche Gesichter um euch habt.“

Moormann las, was seine Frau zum Lachen reizte, und verzog keine Miene.

„Die Sache wird noch ein Nachspiel haben,“ sagte er. Vor Ärger konnte er abends kaum schlafen.

Er wartete bis zur großen Frühstückspause, vorher überließ er den anderen das Feld zur Aussprache. Den Schnurrbart kauend, stand er an seinem Platz am Ofen.

Heiden saß, die Hände in den Hosentaschen, vergnügt am Tisch. „Wenn Sie den Ehrgeiz haben, Herr Busacker, populär zu werden, so haben Sie Ihr Ziel in diesen wenigen Tagen erreicht. Ich bin schon Jahrzehnte hier, opfere dem Kleckerfelder Nachwuchs meine wertvolle Zeit, vergeude meine Kraft, ohne Anerkennung zu finden. Denn nach mir fragt niemand. Aber Ihretwegen bin ich schon ein Dutzendmal angehalten worden. Alle wollten wissen, was Sie für ein Kerl seien?“

„Und was haben Sie geantwortet?“

„Ihre Handschuhnummer habe ich auf sechseinhalb eingeschätzt, aber Ihre Kragenweite konnte ich nicht angeben. Im übrigen habe ich Sie schlecht gemacht, daß kein Hund mehr ein Stück Brot von Ihnen nimmt.“

„Schade! Ich esse gern in Gesellschaft.“

„Herr Laubengrund,“ wandte sich Heiden an seinen Nachbar, „dies wäre ein Stoff zu einer komischen Oper. Einen Bombenerfolg würde sie haben.“

Herr Laubengrund lächelte verlegen. Ihm lagen Plänkeleien nicht. — Fräulein Bernhöft knurrte Busacker an: „Alle sittlichen Grundbegriffe haben Sie in meiner Klasse verwirrt. Meine Mädchen fragten mich heute morgen, ob sie nun auch Fensterscheiben einwerfen dürften, es habe in der Zeitung gestanden.“

„Ich traue Ihnen schon zu, daß Sie Verbogenes wieder geraderichten können.“

„Warum?“

„Sie sehen so aus, als ob Ihnen das leicht würde.“

„Bitte, keine Schmeicheleien vorm Frühstück! Auf nüchternen Magen bekommen sie mir nicht.“

Herrn Moormann war die Tonart zuwider, sie paßte nicht zu dem Ernst der Sachlage. Er begann seinen Angriff mit einem starken Räuspern, dem Zeichen, daß die anderen zu schweigen hatten. Er nahm es krumm, wenn sein Signal nicht respektiert wurde.

„Ich möchte hier vor dem versammelten Kollegium das Inserat zur Sprache bringen —“

„Wenn meine Ohren mich nicht getäuscht haben, ist in dieser Pause bisher weiter nichts geschehen, als daß das versammelte Kollegium das Inserat nach allen Windrichtungen durchgelüftet hat.“

Heiden hatte es gewagt, Herrn Moormann in die Rede zu fallen, und wurde bestraft mit einem vernichtenden Blick. Was andere über eine Sache sagten, war für Herrn Moormann von nebensächlicher Bedeutung.

„Als ich vor Jahren nach Kleckerfeld kam, habe ich in den ersten Monaten meinen Mund nicht aufgemacht —“

„Damit brauchen Sie sich nicht zu entschuldigen!“ warf Heiden verzeihenden Tones ein.

„Wieso entschuldigen? Wenn Herr Busacker diese Zurückhaltung hintenansetzt, so ist das schließlich seine Sache, die uns nichts angeht."

Der Angegriffene schälte ruhig eine Apfelsine, als ob Moormann einen Vortrag hielt. Eine Herausforderung war die Apfelsine.

„Aber Herr Busacker hat durch ein Inserat die Öffentlichkeit aufgerufen zu einer Schulspende, und das geht uns wohl etwas an, denn er ist Mitglied unseres Kollegiums. Ich fühle mich durch seinen Hanswurststreich getroffen. Darum beantrage ich, das Kollegium wolle beschließen, im Kleckerfelder Boten zu der Angelegenheit Stellung zu nehmen. In der Erklärung müßte zum Ausdruck gebracht werden, daß wir mit dem Streich nichts zu tun haben." Karsten Busacker zerlegte weiter die Apfelsine, als er antwortete: „Sie halten mich für einen Hanswurst. Das ist Ihr gutes Recht, wie es mein Recht ist, Sie für einen Griesgram und Spielverderber zu halten. Wenn ich mich aber zum Hanswurst mache, dürfte es nötig sein, dazu die Genehmigung des Kollegiums einzuholen. Mit Logaus Wort halte ich es: „Ein Reis vom Narrenbaum trägt jeder, wer es sei; der eine hat es zugedeckt, der andere trägt es frei." Ich gehöre in die Reihe des anderen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Freiwillige Robertson.

Skizze von G. W. Brandstetter.

Über der endlosen Lybischen Wüste tanzte flimmernd die heiße Luft. Auf der Zinne des kleinen Wachtturms stand Gerald Robertson, früher Hauptmann im Regiment „Royal Caledonians" in Kairo, jetzt Freiwilliger bei der „Sudan Defence Force", und sah die letzten Kamelreiter der kleinen Karawane, die ihn herher gebracht hatte, hinter den Dünen im Osten verschwinden.

Hundertundfünfzig Kilometer trennten jetzt den Freiwilligen von der nächsten europäischen Niederlassung; nur ein Kamerad würde in den nächsten sechs Monaten die unendliche Einsamkeit des vorgeschobenen Postens teilen. Nichts sollte ihn für lange Zeit an jene Tage erinnern, da sein Vorgesetzter ihm die Liebe der jungen Maud geraubt, da er den Feind niedergeschlagen hatte, da ihm vor dem ganzen Regiment die Achselstücke von der Schulter gerissen und der zerbrochene Säbel vor die Füße geworfen wurde. Der kalte Pistolenlauf lag ihm damals einen Augenblick an der Schläfe. Doch Robertson war nicht feig genug, um sich aus dem Leben zu stehlen, und er nahm als Gemeiner Dienst bei den sudanesischen Truppen in El Obeid. Als dann die Besatzung des vorgeschobenen Wachtturmes in der Wüste abzulösen war, bat er um Abkommandierung dorthin. In der Einsamkeit hoffte er Vergessen zu finden.

Wochen völliger Ruhe verstrichen. Abwechselnd versahen die beiden Soldaten ihren Wachdienst, starrten in der drückenden Sonnenglut in die Wüste hinaus, weil es die Vorschrift verlangte, und wußten doch, daß seit Jahren kein Araber und kein Sudanneger um den Wachtturm geschlichen war. Robertson vergaß langsam die schwere Vergangenheit.

Dann kam die Zeit der größten Dürre, in der das völlige Versiegen aller Wasserstellen in weitem Umkreis jeden feindlichen Angriff unmöglich erscheinen ließ. Die Wache brauchte nicht mehr bezogen zu werden, und drei Monate lang sollte es den beiden Soldaten überlassen sein, ihr Leben in der Einsamkeit einzurichten, wie sie wollten. Tagsüber lagen sie auf ihren Pritschen und dämmerten in bleischwerem Halbschlaf. Abends rafften sie sich auf, um ihr Essen zu bereiten. Nachts lagen sie in Decken gehüllt auf dem Turm und starrten in den Sternenhimmel.

Die völlige Untätigkeit begann den Kameraden zu quälen. Er suchte Robertson ins Gespräch zu ziehen, erhielt nur kurze Antworten und erzählte dann, nur um den Klang einer menschlichen Stimme zu hören, von seiner bewegten Vergangenheit, von der Heimat, von englischen Frauen. Plötzlich stand die Erinnerung an die Schande wie ein schwarzes Gespenst vor Robertsons Seele. Er fuhr auf und hieß barsch den Kameraden schweigen. Verärgert wandte ihm der andere den Rücken.

Seitdem lebten die beiden fremd nebeneinander. Robertson haßte den Kameraden, weil er die fast vergessene Vergangenheit wieder lebendig werden ließ, und der andere bewahrte verdrossenes Schweigen. Sein bloßer Anblick quälte Robertson, und der frühere Hauptmann suchte sich trotz der fast unerträglichen Hitze durch lange Wanderungen über die Sanddünen dem verhaßten Beisammensein zu entziehen.

Nur die gemeinsamen Mahlzeiten vereinten sie an einem Tisch. Schweigend würgte Robertson das Essen hinunter, um bald der quälenden Gegenwart des anderen entfliehen zu können. Sein ganzes Wesen bäumte sich auf gegen die Gesellschaft des Kameraden. Jede Bewegung des anderen, die Art, wie er den Löffel zum Munde führte und die Suppe schlürfte, wie er nachlässig auf dem Stuhl hockte und die Ellbogen auf den Tisch stemmte, alle diese Zeichen mangelhafter Erziehung peinigten Robertson und trieben ihm das Blut in den Kopf. Er dachte an die vergangene Zeit, da er in Kairo als Offizier der „Royal Caledonians" ein gern gesehener Gast der besten europäischen Gesellschaft war, die das Speisen zur Kunst gestaltete, während er jetzt einem Menschen gegenüber saß, dem das Essen nur die Befriedigung eines Naturtriebes bedeutete. Eine unsinnige Wut befiel den Freiwilligen; er sprang auf, griff nach der Stuhllehne, als wollte er den Kameraden niederschlagen, besann sich noch im letzten Augenblick und stürmte in die Wüste hinaus, um den quälenden Anblick des Schmatzenden zu meiden.

Erst am Morgen kehrte Robertson todmüde in den Wachtturm zurück. Er sank auf die Pritsche und versuchte zu schlafen. Doch vom Lager des anderen drang ruhiges, lautes Schnarchen zu ihm herüber und raubte ihm die Ruhe. Er sprang hoch und rüttelte den Kameraden wach. Der sah ihm in die fiebernden Augen und schwieg, weil ihm die Furcht vor dem halb Wahnsinnigen die Kehle zuschnürte.

In tödlicher Feindschaft verstrich die Zeit. Als seine Retter begrüßte der Kamerad die ihn ablösenden Soldaten, die endlich nach langen Wochen qualvoller Erwartung eintrafen. Er berichtete dem Führer von der Veränderung in Robertsons Wesen, von der steten Todesangst, in der er selbst gelebt hatte. Der Offizier ließ den Freiwilligen kommen, sah seinen starren, toten Blick und fragte ihn, ob er allein, ohne Kameraden, im Wachtturm bleiben wolle. Dankbar nahm Robertson die Gunst an. Ein Glücksrausch überfiel ihn, als er die Karawane hinter den von der Abendsonne geröteten Dünen untertauchen sah . . .

— — Jahre vergingen, und Robertson vergaß die Vergangenheit. Nur zweimal im Jahr traf die Karawane ein und brachte ihm Proviant. Der Führer nahm seinen Rapport entgegen und beeilte sich, die Nähe des unheimlichen Menschen zu verlassen.

Da erhielt die Garnison in El Obeid einen neuen Kommandeur, den Oberstleutnant Rawlinston, dem von seiner früheren Tätigkeit bei den „Royal Caledonians" in Kairo der Ruf eines strengen Vorgesetzten voran ging. Eine seiner ersten Maßnahmen war die Besichtigung aller ihm unterstellten Außenposten und Wachttürme.

So sah der Freiwillige Robertson eines Morgens eine starke Karawane auftauchen. Er stieg die Turmtreppe hinab, um sich beim Führer zu melden, und stand vor Oberstleutnant Rawlinston, seinem Todfeind. Das Blut schoß ihm ins Gesicht, die Erinnerung an die Schande brauste ihm durch den Kopf, und er griff nach der Pistolentasche am Koppel.

Da erkannte ihn auch der andere, sah die drohende Handbewegung und kreuzte die Arme über der Brust: „Hauptmann Robertson!" Scharf und militärisch klangen die ungewohnten Worte. Dem Freiwilligen flogen wie in alter Zeit die Hacken zusammen, und die Rechte fuhr an die Mütze. „Hauptmann Robertson!" Die Stimme des Oberstleutnants war ruhig, fast leise: „Jeder Mensch muß vergessen können! Ich habe Ihr Leben zerstört, um einer Frau willen, — die auch mich betrogen hat. Ich bitte Sie um Verzeihung!" Er bot dem anderen die Hand, und Robertson ergriff sie.

Ein halbes Jahr blieb der Freiwillige Robertson noch auf seinem Posten. Dann brachte ihm die Proviantkarawane einen Befehl vom Generalkommando der sudanesischen Truppen: „Das Kriegsgericht in Kairo hat das Verfahren gegen Sie auf Antrag des Oberstleutnants Rawlinston wieder aufgenommen und Sie nur zum Ausscheiden aus dem königlichen Dienst verurteilt. Ihrem Eintritt als Offizier in die „Sudan Defence Force" steht nichts im Wege. Sie werden unter Beförderung zum Major nach Faschoda versetzt."

Nachtlied.

Wer kennt die Nacht, die hohe Nacht . . .
Sie führt der Wolken schwere Fracht,
Verlor'ne Klage hüllt sie ein,
In Krügen schenkt sie dunklen Wein.

Tritt einer aus der Tür heraus,
Verloren ist sein festes Haus.
Er hat nicht Sinn, nicht mehr Gewalt,
Tod ist sein sicherer Aufenthalt.

Josef Franz.

Die Totenuhr.

Von Alfred Bohnagen.

Tik — tik — tik klingt es mit Abständen von zwei Sekunden im stillen Zimmer, wenn der Leser beim traulichen Schein seiner Lampe in die Lektüre vertieft sitzt und nichts als das Umschlagen der Blätter die Stille unterbricht. „Die Totenuhr!“ sagen dann die Furchtsamen, die Totenuhr oder das Klopfen der Verstorbenen, die dieses Zimmer einst bewohnten und sich zur Nachtzeit in Erinnerung bringen. In Wirklichkeit ertönen diese Klopfzeichen aber zu jeder Jahreszeit und zu jeder Tagesstunde, denn man kann sie auch sonst hören, wenn man sich ungestört dem süßen Nichtstun hingibt. Einst eine Begleiterscheinung stillbürgerlichen Lebens, wenn die Spinnerin emsig am Rocken saß, ist das Ticken seltener geworden, je mehr der Rocken und die alten Möbel aus den Wohnungen entschwunden sind und die eichenen Schränke und Lederstühle darin Platz gefunden haben. Damit haben wir des Rätsels Lösung: nicht etwa ist es die Härte des eichenen Holzes, die dem Klopfzeichen der Toten widersteht, sondern der Gehalt an Gerbsäure, der dem unsichtbaren Klopfer den Aufenthalt darin verleidet. Es handelt sich in Wirklichkeit um einen kleinen Bohrkäfer von etwa fünf Millimeter Länge, der sich im Bilderrahmen an der Wand oder in solchen Gegenständen aufhält, die aus Erlen-, Linden- oder Tannenholz gefertigt sind, aus Hölzern also, die weder Gerbsäure noch Harz enthalten und „süß“ schmecken. Zum Unterschiede vom Borkenkäfer legt der Bohrkäfer seine Eier in das gesunde Holz des gefällten Holzstammes und überläßt es der ausschlüpfenden Made, sich mit einem Labyrinth von runden Bohrlöchern in das Holzinnere hineinzufressen. Mit diesem Inhalt gelangt der Holzstamm zur Verarbeitung, und der Hobel des Tischlers und die Eisen des Drechslers und Bildhauers fahren in den Körper der Made hinein, wenn sie ihre Bohrgänge erreichen. Aus der Puppe dieser kleinen Tiere schlüpfen die kleinen Bohrkäferchen aus, deren Weibchen die Klopftöne hervorbringen, um die Männchen dadurch anzulocken. — Vom Bohrkäfer bewohntes Holz verfällt rettungslos dem Untergange, denn es wird im Laufe der Jahre von soviel Gängen durchzogen, daß es endlich als „wurmstichig“ zusammenbricht. Alle angepriesenen Mittel, die Wurmlöcher zu verstopfen oder Petroleum hinein zu träufeln, sind zwecklos; den im Holz befindlichen Bohrwurm kann man angesichts der Porosität des Holzes weder ersticken, noch ihm mit übel riechenden Ölen den Geschmack vergällen. Heutzutage ist der Bohrwurm überhaupt verhältnismäßig selten. Jetzt trocknet man die Hölzer durch Auslaugung oder Dämpfung künstlich und nimmt ihnen dadurch die in ihnen enthaltenen nährenden Bestandteile. Die fertigen Holzwaren schützt man dann durch ätzende Beizen, ätherische oder spirituöse Polituren vor den sogenannten Holzfressern, besonders vor dem Bohrwurm. — Um das Ticken der Totenuhr ist unsere moderne Zeit ärmer geworden.

Chinesisches Geschichtchen.

Lun Hi, der Koch, stand in der Küche und briet zwei Gänse für seinen Herrn, den berühmten Mandarin Hei Tschin.

Hei Tschin saß auf der Veranda seines Hauses und schnupperte. Aus der Küche zog appetitlicher Bratenduft. Langsam rieb sich Hei Tschin, der Mandarin, den ungeheuerlich fetten Bauch im Vorgenuß. Aber auch Lun Hi, der Koch, atmete den kostbaren Duft, der ihm gar arg und verführerisch in der Nase kitzelte. Schließlich konnte er es nicht mehr aushalten, er riß jeder der Gänse eine Keule heraus und verzehrte sie schmatzend. Dann servierte er die beiden Braten seinem Herrn. Hei Tschin machte sich sofort darüber her. Aber schon kurz darauf schlug er wütend den Gong. Lun Hi erschien grinsend und fragte nach den Wünschen seines Gebieters.

„Sohn einer verbrannten Hündin,“ schrie ihn Hei Tschin an, „wie kommt es, daß deine Gänse nur je ein Bein haben?“ „Erhabener Herr, Eure Frage erstaunt Euren untertänigen Sklaven. Sollte es noch nicht zu den Ohren meines erhabenen Herrn gekommen sein, daß alle Gänse nur ein Bein haben?“

„Waaas?“ fragte verblüfft Hei Tschin, der Mandarin.

„Geruhen Euer Gnaden nur einmal nach dem Hof zu blicken und Euer Gnaden werden sofort sehen, daß alle Gänse nur ein Bein haben.“

Hei Tschin blickte nach dem Hof. Und richtig, da saßen alle Gänse mit nur einem Bein. Denn sie schliefen und hatten das andere Bein unter ihren Flügel gezogen.

Hei Tschin, der nicht nur ein großer, sondern auch ein kluger Herr war, klatschte ein paarmal in die Hände. Sofort erwachten die Gänse und liefen auf zwei Beinen davon.

„Und nun, du Sohn einer ersäuften Katze?“ fragte der Mandarin. „Was hast du deinem Herrn nun zu erwidern?“

Dreimal verneigte sich Lun Hi bis auf den Erdboden, dann sagte er: „Ohne Zweifel haben Euer Gnaden vergessen, in die Hände zu klatschen, bevor ich die beiden Gänse zum Braten ansetzte . . .“



Rätsel-Ecke



Liederanfangs-Rätsel.

●e●nst ●u d●s L●nd
● ●ä●er ●ett, ●Hö●en
●it de● P●eil, ●em ●oge●
●●d●l, r●c●', ●u●k', ●uck'
●a●g, ●●ng, ●s●'s ●er
●●h ●ei● ●in ●erz
●s z●g●n dr●i ●ä●er
●ei●●n●m ●irt● wu●d●rh●ld
●i● ●e●re●es He●z z● wi●●en
●●ich ●ir ●ie ●a●d, ●e●n Le●en
●e●n ●er● ●st ●m Ho●●l●nd
●m Br●nn●n ●o● ●em ●ore
●c● wei● ●ich●, ●as ●oll ●● be●e●t●n

Die Punkte dieser Zeilen sind derart mit Buchstaben zu besetzen, daß Volksliederanfänge entstehen. Die Anfangsbuchstaben aller Lieder haben dann in dieser Reihenfolge wieder ein bekanntes Volkslied zu nennen. Erich E.

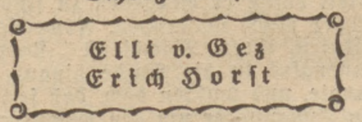
*

Rätsel.

Den Gegensatz der Poesie
Verkündigt dir das Rätselwort,
Nimmst du daraus ein Zeichen fort,
Entsprang's dem Schiller'schen Genie.

*

Scherz-Rätsel.



Zwei Verlobte (siehe oben) haben sich vermählt. Wer ist nun der erste, der bei ihnen zu Besuch gekommen ist? Das eben soll der Leser herausfinden. Und zwar ist aus den Buchstaben der beiden Leute die Berufsbezeichnung des Besuchers zusammen zu stellen.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 95.

Rösselsprung:

Wacht auf, ihr trägen Menschenherzen,
Die ihr im Winterschlafe säumt,
In dumpfen Lüsten, dumpfen Schmerzen
Gebannt ein welkes Dasein träumt.
Die Kraft des Herrn weht durch die Lande
Wie Jugendhauch! O laßt sie ein!
Zerreißt wie Simson eure Bande,
Und wie der Adler sollt ihr sein!

*

Scherz-Rätsel:

an Griffs Punkte = **Angriffspunkte.**

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.